

Henri Nouwen

Love, Henri

Unveröffentlichte Briefe
über Freundschaft,
den Glauben und
ein spirituelles Leben

Aus dem Amerikanischen übersetzt
von Eva Nietzsche.

adeo

Für Sue Mosteller

Inhalt

Vorwort von Anselm Grün	9
Vorwort von Brené Brown	11
Einleitung von Gabrielle Earnshaw	15
Teil I: Dezember 1973–1985	25
Teil II: 1986–1989	143
Teil III: 1990–1996	267
Nachwort von Sue Mosteller	371
Dank	377
Anmerkungen	381

Vorwort

von Anselm Grün

Als ich die vielen Briefe las, die Henri Nouwen an seine Freunde und an Menschen geschrieben hat, die bei ihm Rat und Hilfe suchten, hatte ich ihn bildlich vor Augen.

Ich bin Henri Nouwen zweimal begegnet. Einmal bei einem Treffen in einem kleinen Kreis von Priestern und Psychologen in Freiburg. Damals habe ich ihn als einen absolut authentischen Menschen erlebt. Als einen, der keine pauschalen Lösungen hatte, sondern der gemeinsam mit anderen nach Wegen suchen wollte, wie man so von Gott sprechen kann, dass es Menschen im Inneren berührt. Und ich habe erlebt, wie er auch mein Herz berührte, weil er sein eigenes, verwundetes Herz offengelegt hat. Ich kannte ihn als einen berühmten Autor, aber ich traf einen Menschen, der sich seiner eigenen Wahrheit stellte und von seinen inneren Kämpfen sprach.

Die Art und Weise, wie er sich ganz und gar den Nöten und Schmerzen seiner Mitmenschen zuwendete, erlebe ich auch in seinen Briefen. Immer geht er konkret auf das Problem und die Sehnsucht seines Gegenübers ein. Und er öffnet sich, schreibt von seinen eigenen Verwundungen und Sorgen. Er versteht die Einsamkeit, die Trauer, den Schmerz bei einer Trennung, weil er all diese Gefühle oft genug selbst schmerzlich durchlitten hat.

Dabei geht er auch auf theologische und geistliche Fragen ein und beschreibt mit großer Klarheit, worum es ihm in seinem eigenen Leben geht. Er ist dabei nie dogmatisch, sondern immer persönlich. Er traut seinem eigenen Gefühl.

Seinen Briefen spürt man den großen Respekt vor der geistlichen Tradition und eine große Liebe zur Kirche ab. Weil er um

seine eigene Verwundbarkeit weiß, urteilt er nie über andere Menschen. Er ermutigt stattdessen diejenigen, die in der Kirche arbeiten, vor allem auf ihre Beziehung zu Jesus zu achten. Die Eucharistie, die Feier des heiligen Abendmahls, als die eigentliche Quelle zu sehen, aus der sie schöpfen. Und er wird nicht müde, seinen Freunden immer wieder zu schreiben, dass sie in allem nie vergessen sollen: „Gott liebt dich bedingungslos. Gottes Liebe umgibt dich. Sie ist wie ein schützender und heilender Raum, in dem du dich geborgen fühlen kannst und in dem eine Wunden heilen.“

Ich wünsche den Lesern, dass sie sich durch die Worte Henri Nouwens in ihrem Herzen berühren lassen, dass sie in seinen Worten seine Liebe spüren. Mehr als zwanzig Jahre nach seinem Tod bekommen seine Briefe aufs Neue Bedeutung. Hier schreibt einer, der alles Leid überwunden hat und Ihnen so die Hoffnung vermittelt, dass auch Sie durch das Leid hindurch Gottes Licht und Herrlichkeit erfahren. Schon jetzt und dereinst, wenn auch Sie unverhüllt Gottes Liebe schauen werden.

Anselm Grün

Vorwort

von Brené Brown

Lieber Henri,

ich beginne meinen Brief so, wie du alle deine Briefe beginnst – mit einer Danksagung. Ich bin zutiefst dankbar für die mutige und verletzbare Art, wie du dein Leben geführt hast, für deine Fähigkeit, uns im Alltäglichen das Göttliche zu zeigen, und für dein Engagement, das ewige menschliche Bedürfnis nach Verbundenheit zu heiligen.

Als ich gebeten wurde, das Vorwort zu diesem Buch zu schreiben, sagte ich ohne Zögern zu. Ich wünschte, ich könnte sagen, dass ich es aus großzügigen Gründen tat, doch das wäre nicht wahr. Ich habe im letzten Jahr eine Glaubenskrise durchgemacht, und als ich diese Anfrage erhielt, ging ich aus eigennützigem Verzweiflung darauf ein. Es ging nicht darum, dich zu ehren, sondern um meine Hoffnung, du könntest mir aus dem heraushelfen, was du eine geistliche Wüste nennen würdest.

Ironischerweise konnte ich das Manuskript, als ich es in Händen hielt, mehrere Wochen lang nicht lesen. Es wurde so schlimm, dass allein ein flüchtiger Blick darauf schon Angst in mir hervorrief. Die Kombination aus deinen Worten und meinen Bedürfnissen schien zu verletzlich zu sein, um anzufangen. Doch als das Datum der Veröffentlichung nahte und die allerletzte Abgabefrist ins Haus stand, begann ich schließlich, deine Briefe zu lesen.

Ich muss zugeben, dass meine Ängste durchaus berechtigt waren. Wie die Liebe selbst sind deine Briefe anspruchsvoll und großzügig, glühend und sanft, und sowohl ein Aufruf zu radikaler Vergebung als auch zu disziplinierter Verantwortlichkeit. Meine

Angst verwandelte sich langsam in Hoffnung, als ich Gott und meine eigenen Kämpfe in jedem einzelnen Brief wiedererkannte.

Ich rang lange mit der Frage, wie ich dieses Vorwort schreiben sollte. Der erste Entwurf war ein kühl-akademischer Text, geschrieben von meinem inneren „wissenschaftlichen Verletzlichkeitssucher“. Das gab mir ein Gefühl der Sicherheit, insbesondere, da ich meine Fähigkeit infrage stellte, etwas zu formulieren, das dieses Buches würdig wäre. Doch ich wollte dich nicht studieren – ich wollte mit dir in Verbindung sein. Ich glaube nicht, dass du eine distanzierte Analyse geschätzt hättest. Ich denke, du hättest meine Angst direkt durchschaut. So wie du möchte ich „verletzlich mit den Verletzlichen leben“.

Die Wahrheit ist: Wie die meisten Menschen bin auch ich müde. Ich fühle mich allein und überfordert, und ich verbringe sehr viel Zeit damit, meine Dämonen zu analysieren und dann zu überkompensieren, anstatt einfach auf Gott zu hören, Gott zu lieben und die Menschen um mich herum zu lieben, wie er es mir aufgetragen hat. Du erklärst immer wieder und auf vielfältige Weise, dass Letzteres einfacher, aber zugleich weitaus schwieriger ist, und dass es zwei Dinge erfordert: Zuhören und Zeit.

Ich habe keine verdeckte thematische Analyse deiner Briefe durchgeführt, doch ich bin im Herzen Wissenschaftlerin, und wenn du mich gefragt hättest, welche übergreifenden Themen in all den Briefen zu erkennen sind, dann würde ich zwei nennen:

1. Gott lieben und auf ihn hören.
2. Auf Gott ausgerichtete Zeit in unserem Leben schaffen.

In fast jedem Brief – ungeachtet der unterschiedlichen Themen und Inhalte – forderst du dazu auf, sich Zeit zu nehmen für das Hören, das Beten, die Einsamkeit, die innere Einkehr und das Nachdenken.

Ich verstehe, was du vorschlägst, aber das Problem ist, dass wir keine Zeit haben. Keine Zeit zum Beten. Keine Zeit, Briefe zu schreiben. Keine Zeit, still zu sein. Keine Zeit für Verbundenheit

mit Gott. Du bist erst vor etwas mehr als 20 Jahren aus diesem Leben geschieden, doch in Bezug auf Zeit hat sich in den letzten zwei Dekaden Grundlegendes geändert. Wir haben nun E-Mails. Und Smartphones. Und SMS. Wir tun alles gleichzeitig und terminieren unsere Zeit mit den Menschen, die wir lieben, mithilfe von Kalender-Apps.

Auch das Zuhören ist eine Herausforderung geworden. Ich vermute, dass du ruhiger leben konntest als wir, und dabei denke ich nicht nur an deine Zeit im Kloster. Die Welt ist heute so viel lauter als früher. Es gibt so viel Geschrei. Um das konstante Trommelfeuer des Lärms zu überleben, haben wir aufgehört zuzuhören. Ich weiß, dass das gefährlich ist, aber es ist eine Art Selbstschutz. Der Gedanke an stille innere Einkehr ist für viele von uns beängstigend geworden. Sie erfordert eine aufmerksame Offenheit und Einsichtsfähigkeit, die wir nicht gelernt haben.

Die Kombination aus Zeitmangel und mangelndem Zuhören macht es uns fast unmöglich, mit Gott, mit uns selbst und miteinander in Verbindung zu sein.

Du schriebst: „Wir sollten in der Gegenwart leben, wo die Liebe uns berühren kann.“ Als ich diesen Rat in einem deiner Briefe las, musste ich weinen. Denn genau das möchte ich. Genau das wollen und brauchen wir alle, jeder von uns, über alle falschen Trennwände der Religion, der Rasse, des Geschlechts, der Orientierung, der sozialen Klasse und des Landes hinweg – wir alle sehnen uns danach, die Liebe zu berühren und von der Liebe berührt zu werden. Und nun erinnerst du uns mit deinen Briefen daran, was es bedeutet, „jenseits des Vertrauten zu leben und Jesus radikaler nachzuzufolgen“. Es bedeutet unbequemen, chaotischen, vorbehaltlosen Mut. Wir müssen uns Zeit nehmen, und wir müssen zuhören.

Du hast mich gefragt, ob ich bereit bin, Gott, den Menschen, die ich liebe und selbst der Erfahrung des Leids das Kostbarste und Unwiederbringlichste zu widmen, was wir besitzen – Zeit. Meine Antwort lautet Ja. Ich möchte mir Zeit nehmen. Für Gott. Für die Liebe. Für die innere Einkehr. Für das Geheimnisvolle. Für die Gerechtigkeit. Und für die Weisheit, die aus dem Schmerz wächst.

Du hast mich gefragt, ob ich bereit bin, auf die Weisheit zu hören, die nur durch Stille und Gebet hervorgebracht wird. Ich weiß, dass ich dazu Hilfe benötige, und es wird nie perfekt sein, aber ich bin bereit, mich darauf einzulassen.

Ich werde meinen Brief so beenden, wie du deine Briefe beendet hast – mit dem Versprechen, für dich und unsere geteilte Treue zu beten und mit der Bitte, dass du für mich betest und mich weiterhin in die Gegenwart Gottes hinaufhebst. Übrigens, Henri, du brauchst mir nicht zurückzuschreiben. Deine zeitlosen Worte und dein liebevoller Geist sind stille Gebete, die für immer in meinem Herzen leben werden.

In Liebe,
Brené

Einleitung

Als Henri Nouwen 1996 starb, hatte er 39 Bücher und Hunderte von Artikeln über das spirituelle Leben und das verfasst, was er seine „Abenteuer mit Gott“¹ nannte. Darüber hinaus hinterließ er eine ganze Schatzkiste voll persönlichen Dokumenten. Der größte Teil dieser geheimen Vorratskammer besteht aus privatem Schriftverkehr.

Henri erhielt im Laufe seines Lebens mehr als 16 000 Briefe. Er hob jede Postkarte, jeden Brief, jedes Fax und jede Glückwunschkarte auf, die er in seinem Briefkasten fand. Und er antwortete auf jede einzelne Zuschrift. Sich um seine Korrespondenz zu kümmern war für ihn ein wesentlicher Bestandteil seines Arbeitstages. Der große Umfang seines Schriftverkehrs erforderte sogar die Einstellung eines Assistenten, der die eintreffende Post sortierte, vorab las und die Briefe besonders kennzeichnete, die einer sofortigen Beantwortung bedurften. Danach las Henri die Briefe selbst und beantwortete sie meist mithilfe eines Diktiergeräts, dessen Aufzeichnungen später abgetippt wurden. Briefe an enge Freunde schrieb er von Hand, wobei er oft eine Postkarte aus seiner umfassenden Sammlung benutzte. Seine Handschrift war akkurat und fließend. Er fertigte nie Entwürfe an und nahm nur selten Korrekturen vor.

Kurz nachdem ich im Sommer 2000 meine Arbeit als Henris Archivarin aufgenommen hatte, brachte man mich in die Mansarde eines Hauses von *L'Arche Daybreak*, der Gemeinschaft in der Nähe von Toronto, in der Henri zuletzt gelebt hatte. Ich kletterte eine steile Treppe zu besagter Mansarde hinauf und stieß auf etwa ein Dutzend Archivschränke – groß, klein, in verschiedenen Farben –, die in der Mitte des Raumes in einer Reihe standen. An den

Wänden und in den Ecken stapelten sich Kisten, die alle mit Briefen gefüllt waren.

In den darauffolgenden 15 Jahren kennzeichnete, nummerierte und katalogisierte ich jedes Blatt dieser beachtlichen Sammlung. Es war eine riesige Aufgabe, die ich jedoch mit der Zeit zu lieben lernte.

Die Briefe sind nun Bestandteil der *Henri J. M. Nouwen Archives and Research Collection* an der *University of St. Michael's College* von Toronto. Sie sind in neuen, säurefreien Ordnern und Kisten archiviert, die insgesamt eine Reihe von fast 20 Metern Länge ausmachen!

Die Mehrzahl der Briefe in diesem Buch wurde aus den Dokumenten ausgewählt, die den *Nouwen Archives* vom *Henri Nouwen Letter Project* gestiftet wurden. Einige Briefe stammen aus Henris persönlichem Archiv, die meisten jedoch kommen von den ursprünglichen Empfängern. In den mehr als 20 Jahren seit seinem Tod wurden über 3000 Briefe aus den Häusern, Büros, Kellern und Dachböden seiner Schreibpartner zusammengetragen.

Die meisten Briefe dieses Buches wurden den *Nouwen Archives* mit der Erlaubnis zur Veröffentlichung übergeben. Es wurde jede Anstrengung unternommen, alle Verfasser der hier erwähnten Briefe zu kontaktieren, um sie über die Veröffentlichung zu informieren. In einigen Fällen wurden auf Wunsch Namen oder andere Details geändert, um die Privatsphäre der betreffenden Personen zu schützen.

Die Jahre der Arbeit haben sich gelohnt, und nun ist der Zeitpunkt gekommen, die Briefe zu veröffentlichen. Der erste Band erschien in der englischen Originalausgabe zu Henris 20. Todestag im Jahr 1996. Dieses Buch soll sein Erbe sowohl für die ursprünglichen Empfänger als auch für eine neue Generation von Menschen zugänglich machen, die geistlich auf der Suche sind. Er ist ein Vermächtnis seines tiefen Wunsches, mit anderen Menschen verbunden zu sein, von dem Bewusstsein getragen, dass jede wahrhaftige Begegnung zwischen Menschen auch eine Begegnung mit Gott ist.

Zwar waren die Briefe ein vertrauter Austausch zwischen zwei Menschen, doch sie sind von bleibendem Wert für uns alle. Denn

es war Henris tiefste Überzeugung, dass unsere Gebrochenheit, unsere Unsicherheiten, unsere Ecken und Kanten von größter universaler Bedeutung sind, und deshalb teilte er sie in seinen Briefen großzügig mit anderen.

Für Henri war das Briefeschreiben fester Bestandteil seiner Freundschaften. Nur wenige Monate vor seinem Tod im Jahr 1996 schrieb er Folgendes in sein Tagebuch: „Heute Nachmittag habe ich eine Menge Postkarten geschrieben. Während des Schreibens empfand ich eine tiefe Liebe zu allen Freunden, denen ich schrieb. Mein Herz war von Dankbarkeit und Zuneigung erfüllt, und ich würde am liebsten jeden meiner Freunde umarmen und ihn wissen lassen, wieviel er mir bedeutet und wie sehr ich ihn vermisse.“²

Er maß Worten große Bedeutung bei, wenn es darum ging, der Einsamkeit etwas entgegenzusetzen. „Ich möchte dir sagen, wie heilsam und tröstend deine freundlichen und liebevollen Worte für mich sind“,³ schrieb er beispielsweise an seinen Freund Jim. Für ihn hatten Worte die Macht, Leben zu spenden, und wenn sie liebevoll waren, konnten sie eine Quelle der Gnade sein. „Dein Brief ist eine wahre Oase in meiner Wüste“⁴, vertraute er seinem Freund an.

Henri schrieb ausführliche und sehr ehrliche Briefe. Menschen, die seinen Rat suchten, antwortete er nie beurteilend oder tadelnd, sondern nutzte vielmehr Beispiele aus seiner eigenen Erfahrung, um seine Aussagen zu illustrieren. Gleichzeitig konnte er durchaus anspruchsvoll, ja sogar fordernd sein. Er rief die Briefempfänger dazu auf, Entscheidungen treu zu bleiben, die sie getroffen hatten, und ermutigte sie, ausdauernd im Gebet zu sein, die Gemeinschaft zu suchen und Solidarität mit den Armen zu zeigen. Er warnte vor den Versuchungen, die jemanden vom „schmalen Pfad“ abbringen könnten, und wies nachdrücklich darauf hin, wie wichtig es ist, die Bedürfnisse der anderen zu berücksichtigen.

Er hatte die Gabe des intensiven Zuhörens. Wenn er einen schmerz erfüllten Brief gelesen hatte, konnte er die inneren Qualen des Schreibers erkennen und voller Mitgefühl antworten. „Du bist gehört worden. Du bist geliebt. Du bist nicht allein!“, war stets seine vorbehaltlose Botschaft.

Nachdem eine Frau einen Brief von Henri erhalten hatte, in dem er ihre Frage beantwortet hatte, wie sie mit ihrer sterbenden Mutter umgehen sollte, schrieb sie zurück: „Ich bin Ihnen so dankbar dafür, dass Sie mir geholfen haben, einen Sinn in meiner Lebensreise zu erkennen. (...) Mein Herz ist von Dank erfüllt, wenn ich an den Trost denke, den Sie mir während der Krankheit meiner Mutter und nach ihrem Tod im letzten Monat geschenkt haben. (...) Sie haben mir Entschlossenheit und Mut gegeben, den Schmerz auszuhalten und mit meiner Mutter gemeinsam auf Gott zu warten. Diese Erfahrung hat mich verändert, und ich möchte Ihnen dafür danken, denn Sie haben mir geholfen, ihr Leid mitzutragen und auf diese Weise wirklich an ihrer Seite zu sein. (...) Verstehen Sie, warum ich mich Ihnen so verbunden fühle? Sie haben mir geholfen, mitten im Leid zu hoffen und mir nicht etwas anderes zu wünschen, und ich glaube, ich habe tatsächlich gelernt, im Leben meiner Mutter und meines Vaters präsent zu sein, von denen ich zuerst von Gott erfuhr.“⁵

Henri schuf einen sicheren Ort für Verletzlichkeit, weil er sich selbst und anderen gegenüber immer ehrlich war. „Ihnen ist wahrscheinlich bewusst“, schrieb er an eine Frau, die mit einer chronischen Krankheit zu kämpfen hatte, „dass ich nicht auf alle Ihre Fragen eine Antwort habe. Ich empfinde Ihre Fragen eher als eine Einladung zu einer Beziehung zwischen zwei suchenden Christen denn als Bitte darum, von mir belehrt zu werden.“⁶

Als ich darüber nachdachte, welche Briefe in diesem Band erscheinen sollten, ließ ich mich von der Frage leiten: Was brauchen die Menschen heute?

Die Zeiten, in denen wir leben, haben sich geändert – heute gibt es E-Mails und SMS, flüchtige Formen der Kommunikation. Nur wenige Menschen schreiben noch Briefe auf Papier – doch unsere Herausforderungen sind die gleichen: Verlust, Krankheit, Ungerechtigkeit, das Finden und Verlieren der Liebe, Karriere, Konfliktbewältigung, der Umgang mit unseren Emotionen und die Bewältigung von Selbstzweifeln. Henri war fest davon überzeugt, dass wir

gerade in diesen schwierigen Momenten letztendlich Gott finden. Gerade in den großen Fragen – wer ist Gott und was ist der Sinn unseres Lebens? – werden wir dazu getrieben, uns selbst und Gott besser kennenzulernen.

Henris Antworten an seine Briefpartner sind so nachhaltig, weil sie auf seine eigenen Lebenserfahrungen zurückgreifen. So schrieb er einem Freund: „Die Aufforderung Jesu, *mein Leben für andere zu geben*, ging für mich von jeher über das physische Märtyrertum hinaus. Ich habe diese Worte stets als Aufforderung begriffen, meine eigenen Kämpfe, Zweifel, Hoffnungen, Ängste und Freuden, meine Schmerzen und meine Glücksmomente anderen Menschen als Quelle des Trostes und der Heilung zur Verfügung zu stellen. Für Christus Zeugnis abzulegen bedeutet für mich, zu bezeugen, was ich mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört und mit meinen eigenen Händen berührt habe.“⁷

Während viele von uns ihre Verletzlichkeiten und Schwächen lieber verbergen, nutzte Henri die seinen als Ausdruck der Solidarität mit seinen Freunden und Lesern.

Die Briefe in diesem Buch zeichnen 22 Jahre der Lebensreise Henris nach – von seiner Zeit als Lehrer über ein Intermezzo als Trappisten-Mönch bis zu der Erfahrung als Missionar in Lateinamerika und schließlich als Seelsorger in einer Gemeinschaft mit behinderten Menschen. Ungeachtet seines äußeren Erfolgs und seiner Beliebtheit litt er unter dem, was er „seine Dämonen“ nannte – Einsamkeit, Ruhelosigkeit, Depressionen und das Gefühl der Ablehnung. Doch gerade die Art, wie er mit diesen lebenslangen Kämpfen umging, macht ihn zu einem so inspirierenden Vorbild für uns. Er lebte mutig und selbstkritisch und lernte mit der Zeit, seinen Schmerz anzunehmen und schließlich durch ihn erlöst zu werden. Er wusste, dass die einzige Möglichkeit, aus dem Leid herauszufinden, darin besteht, es durchzustehen.

Doch woher kamen seine „Dämonen“? Sein frühes Leben war von den größten Möglichkeiten und Privilegien geprägt. Selbst die Besetzung Hollands durch die Deutschen während des Zweiten Weltkriegs ließ seine Familie relativ unberührt. Er studierte

Theologie, Philosophie und Psychologie bei den bedeutendsten Lehrern seines Heimatlandes und der Vereinigten Staaten. Er hatte einen neugierigen Verstand und das Auge eines Künstlers.

Was ihm Kummer bereitete, war sein innerer Zwiespalt bezüglich der Frage, wie er sein Leben führen sollte. Als junger Mann hörte er zwei Stimmen in seinem Innern:

„Eine Stimme sagte: Henri, sorg dafür, dass du es allein schaffst und eine unabhängige Person wirst. Sorg dafür, dass ich stolz auf dich sein kann. Und eine andere Stimme sagte: Henri, egal, was du tust – auch wenn es etwas sein sollte, was in den Augen der Welt nicht besonders interessant ist –, sei gewiss, dass du immer ganz nah am Herzen Jesu bleibst, ganz nah an der Liebe Gottes.“⁸

Er war hin- und hergerissen zwischen den Imperativen der Aufstiegs- und Abstiegsmobilität. Als Katholik empfand er das Leben als Kampf zwischen den Wünschen seines irdischen Vaters und denen seines himmlischen Vaters. Konnte er beiden gefallen? Verdiente er es, geliebt zu werden? Seine Gefühle der Unzulänglichkeit wurden durch eine außergewöhnliche emotionale Sensibilität verschärft, die ihn für die Härten des Lebens verwundbar machte.

Eine enge Freundin, Sue Mosteller, Schwester des St. Joseph-Ordens in Toronto, schrieb: „Er ist wirklich ein Mann, dessen Herz so offen und verletzlich ist, so empfänglich und so gebend, dass unser eigenes kleines Herz Verbundenheit und Sicherheit empfindet, wenn er zu uns spricht und uns dazu auffordert, ebenso zu wachsen. Es ist die Wahrhaftigkeit seines Herzens, die wir erkennen, mit der wir uns identifizieren und die wir nachzuahmen versuchen.“⁹

Er kämpfte auch mit widerstreitenden Gefühlen bezüglich seiner Sexualität. Der Ruf zum priesterlichen Zölibat forderte einen hohen Preis. Sein Wunsch nach einer „einzigen Freundschaft“¹⁰ stand im Konflikt mit seinem Gelübde, sein Herz nur Jesus allein zu geben. Er erkannte seine Homosexualität niemals in der Öffentlichkeit an, denn er war der Ansicht, dies würde seine eigentliche Mission überschatten, Menschen mit Gott in Verbindung zu bringen.¹¹ Er verließ die Kirche jedoch auch nicht, wie es viele katholische Geistliche seiner Generation taten.

Seine Briefe zeugen von dem schmerzlichen Bemühen, diese Wahl treu zu leben. Zum Ende seines Lebens hin schrieb er: „Meine Sexualität wird bis zu meinem Tod eine große Quelle des Leidens sein. Ich glaube nicht, dass es irgendeine ‚Lösung‘ dafür gibt. Der Schmerz ist wahrhaftig der meine und ich muss ihn mir zu Eigen machen. Jede ‚Beziehungslösung‘ wäre ein Desaster. Ich fühle mich zutiefst von Gott dazu berufen, meinem Gelöbnis entsprechend zu leben, auch wenn viel Schmerz damit verbunden ist. Doch ich vertraue darauf, dass dieser Schmerz Frucht bringen wird.“¹²

Er konnte seine inneren Kämpfe nie völlig überwinden. Trotz seines tiefen Einblicks in Einsamkeit und Stille hielt ihn die Geschäftigkeit sein Leben lang in Atem. Er war häufig erschöpft, kümmerte sich jedoch selten angemessen um sich selbst. Bei all seiner Fähigkeit, Menschen in ihren Krisen aufmerksam zuzuhören, konnte er mit den Menschen um sich herum sehr ungeduldig sein. Seine Sehnsucht nach menschlicher Zuneigung und seine gelegentlichen Anwandlungen der Selbstablehnung machten ihn zu einem bedürftigen und anspruchsvollen Freund. Doch zum Ende seines Lebens hin hatte er gelernt, seinen „unlösbaren Kampf“¹³ zu akzeptieren:

„Ich weiß, dass ich mich meiner Bedürfnisse nicht zu schämen brauche und dass meine Dämonen nicht wirklich Dämonen, sondern getarnte Engel sind, die es mir ermöglichen, großzügig zu lieben, meinen Freunden treu zu sein, den vielfältigen Formen des menschlichen Leids gegenüber sensibel zu sein und mein Priestertum mit Mut und Vertrauen auszuüben.“

In seinen letzten Lebensjahren wurden seine Briefe kürzer und leichter. Man spürt in ihnen eine zunehmende Fähigkeit, sich „kindlich“ zu freuen und zu staunen. So schrieb er an einen Freund, der mit dem Älterwerden kämpfte:

„Ich persönlich glaube, dass es eine echte Gnade sein kann, älter zu sein. Nachdem man so viel vom Leben gesehen und so viel geschafft hat, gibt es noch immer die Möglichkeit, in eine zweite Kindheit hineinzuwachsen, eine zweite Naivität. Ich finde, das ist eine aufregende Chance, und ich bete, dass Gott dir gestatten möge, in diese neue Lebensweise hineingeboren zu werden.“¹⁴

Jeder Brief in diesem Band erzählt eine Geschichte. Gemeinsam dienen sie als Erinnerung daran, dass Frieden und innere Freiheit erreichbar sind. Henri betrachtete unsere Kämpfe nicht als zu lösende Probleme, sondern als Türen, durch die wir gehen müssen, um Großzügigkeit und Feinfühligkeit zu lernen. Wenn wir unsere Kämpfe gut ausfechten, dann bewegen wir uns von einem beengten Leben hin zu einem Leben der Weite und Fruchtbarkeit.

Henri war der Überzeugung, dass unser Ziel darin besteht, aus dem Haus der Angst in das Haus der Liebe überzuwechseln:

„Kaum ein Tag vergeht, an dem wir nicht innere oder äußere Angst verspüren, Befürchtungen und Sorgen haben. Diese dunklen Kräfte haben unsere Welt in einem solchen Maß durchdrungen, dass wir ihnen nie völlig entkommen können. Und doch ist es möglich, diesen Kräften nicht ausgeliefert zu sein, nicht in ihrer Nähe zu verweilen, sondern vielmehr das Haus der Liebe als unser Zuhause zu wählen. Diese Wahl wird nicht ein für alle Mal getroffen, sondern durch ein spirituelles Leben, beständiges Gebet und das Atmen von Gottes Atem beständig erneuert. Durch das spirituelle Leben bewegen wir uns nach und nach vom Haus der Furcht zum Haus der Liebe.“¹⁵

Als in der Komplexität der menschlichen Seele bewanderter Psychologe deckt Henri unsere verborgenen Beweggründe auf. Als Seelsorger ruft er uns dazu auf, auf einer höheren Ebene die geistliche Dimension des Lebens zu würdigen. Als Mitwanderer auf der Pilgerreise erkennt er unser unvollkommenes Leben an und lässt unseren Schwächen und schlechten Entscheidungen Raum.

Seine Briefe haben die Art, wie ich mit meinen eigenen Kämpfen umgehe, grundlegend verändert. Ich hege die Hoffnung, dass Sie dieselbe Erfahrung machen.

Gabrielle Earnshaw
29. Februar 2016
Toronto, Kanada

Teil 1

Dezember 1973–1985

Die Briefe dieser Sammlung umfassen einen Zeitraum von 22 Jahren – vom 29. Dezember 1973 bis zum 4. August 1996, etwa zwei Wochen vor Henris Tod. Sie sind chronologisch geordnet und wurden in drei Teile aufgeteilt, die drei wichtigen Abschnitten in Henris Leben entsprechen.

Die ersten Briefe sind auf Ende des Jahres 1973 datiert, wenige Wochen vor Henris 42. Geburtstag. Zu dem Zeitpunkt war Henri seit 16 Jahren Priester. Er lehrte an der *Yale Divinity School* und gewann zunehmend Bekanntheit als weithin gelesener geistlicher Autor. Dieses Kapitel endet mehr als ein Jahrzehnt später, 1985, als Henri – inzwischen an der *Harvard Divinity School* tätig – sich zu *LArche* und zu dem damit verbundenen Weg hingezogen fühlte, dem er für den Rest seines Lebens folgen sollte.

Henris frühes Leben war von großen Privilegien und Möglichkeiten geprägt. Er wuchs in den Niederlanden in einer liebevollen, kultivierten Familie auf, reiste viel und bewegte sich in den wichtigsten sozialen und intellektuellen Kreisen Hollands. Nach seiner Ordination 1957 wurde er an die Universität von Nijmegen gesandt, um Psychologie zu studieren. Es folgte eine zweijährige Hochschulausbildung in Theologie und psychiatrischer Theorie an der *Menninger Foundation* in Topeka, Kansas, wo er sich als einer der führenden Köpfe auf den gerade erst aufkommenden Gebieten der Pastoralpsychologie und der klinischen Seelsorge hervortat.

Die Zeit in der *Menninger Foundation* war Henris erster ausgedehnter Aufenthalt in den Vereinigten Staaten und, wie er es beschreibt, der Ort, an dem er erwachsen wurde: „Hier wurde mein Leben ausgerichtet. Zum ersten Mal wurde ich wie jemand behandelt, der

auch etwas zu sagen hatte. Zum ersten Mal musste ich selbstständig denken, und die Leute nahmen das, was ich sagte, kritisch auf. Dort kam ich mit mir selbst als eigenständiges menschliches Wesen in Berührung.“¹

Er wurde sich auch größerer politischer Ereignisse bewusst. Beispielsweise erfuhr er von der Bürgerrechtsbewegung und der Arbeit von Dr. Martin Luther King Jr. 1965 nahm er am Marsch von Selma nach Montgomery (Alabama) teil und lernte Kriegsdienstverweigerer des Vietnamkrieges und Atom-Gegner innerhalb der Friedensbewegung der USA kennen.

Sein wachsendes Selbstvertrauen und seine kühne Einbeziehung der Psychologie in die Seelsorge begannen Aufmerksamkeit zu erregen. Als Henri 1966 seine Ausbildung abgeschlossen hatte, bot man ihm eine Dozentenstelle an der neu gegründeten Fakultät für Psychologie an der *University of Notre Dame*, Indiana, an. Er nahm an und hielt zwei Jahre lang Kurse unter anderem zu den Themen „Religionspsychologie“, „Personalitätspsychologie“ und „Anomale Psychologie“.

Doch Henris Ambitionen lagen nicht in Amerika. Er ging davon aus, dass er in die Niederlande zurückkehren und dort seinen Platz in der Gesellschaft finden würde. Er verließ *Notre Dame* 1968, reiste nach Hause zurück und begann am *Amsterdam Joint Pastoral Institute* und danach am *Catholic Theological Institute in Utrecht* zu lehren – zwei neue katholische Schulen, die gegründet worden waren, um die Psychologie in die pastorale Ausbildung einzubinden.

Henri war bei den Studenten beliebt, doch sein „amerikanischer“ Lehrstil und seine Konzentration auf die Methodik, die er an der *Menninger* gelernt hatte, sorgten für Konflikte mit seinen Kollegen.² Der erste Hinweis darauf, dass Holland nicht sein Zuhause bleiben sollte.³ Er beschloss, seinen Doktor der Theologie an der Universität Nijmegen zu machen, in der Hoffnung, dadurch an Glaubwürdigkeit zu gewinnen, doch die Spannungen nahmen eher noch zu.

In seiner Abschlussarbeit bezog Henri sich auch auf Forschungsergebnisse aus seiner Zeit in der *Menninger Foundation*. Seine Arbeit

wurde als „zu wenig theologisch“ bewertet, und er wurde angewiesen, sie zu überarbeiten. Stattdessen versuchte er, seine Arbeit als Doktorarbeit der Psychologie einzureichen, doch diesmal wurde sie als „zu wenig empirisch“ eingestuft. Er wurde rastlos und frustriert. Ein damaliger Kollege beschreibt ihn als „ungeduldigen Menschen, dem alles zu langsam ging“⁴.

Währenddessen nahm das Interesse an Henris akademischem Ansatz in Amerika zu. 1969 hatte er sein erstes Buch veröffentlicht: *Intimacy: Pastoral Psychological Essays* (Fides, 1969⁵). Es basierte auf einer Reihe von Vorlesungen über pastorale Seelsorge, die er an der Notre Dame-Universität gehalten hatte. Darin behandelte er eine Frage, die für sein Leben von zentraler Bedeutung wurde: „Wie kann ich eine kreative und erfüllende vertraute Beziehung zu Gott und meinen Mitmenschen finden?“ Das Buch fand bei amerikanischen Lesern, die sich dieselbe Frage stellten, großen Anklang.

Während Henri seine Optionen für die Doktorarbeit überdachte, erhielt er von der Yale Divinity School in New Haven, Connecticut, eine Berufung für den Lehrstuhl für Pastoraltheologie. Da er vom akademischen System in den Niederlanden so frustriert war, nahm er die Einladung an und reiste im August 1971 in die Vereinigten Staaten zurück. Er sollte nie wieder in den Niederlanden leben.

Als Henri an der protestantischen, überkonfessionellen Yale Divinity School eintraf, war er einer von nur zwei Katholiken an der Fakultät. Doch er wurde schon bald ein beliebter Dozent und hielt eine Reihe von Kursen über das geistliche Leben, darunter „Christliche Spiritualität“, „pastorale Seelsorge und Beratung“, „Gefängnisdienst“, „Seniordienst“ und „Leben und Arbeit des Thomas Merton“. Er setzte auch seine Autorentätigkeit fort und veröffentlichte bis 1974 drei weitere Bücher, darunter seinen Bestseller *The Wounded Healer: Ministry in Contemporary Society* (1972⁶).

Er genoss das pulsierende Gemeinschaftsleben an der Yale Divinity School, wurde jedoch bald unruhig im Hinblick auf seine berufliche Laufbahn. Er fühlte sich zu der kontemplativen Tradition der Wüstenmütter- und väter des 4. Jahrhunderts hingezogen und von dem Mönch und Autor Thomas Merton inspiriert. In den folgenden

Jahren hielt er sich zweimal über einen längeren Zeitraum in einem Trappisten-Kloster im Hinterland von New York auf, um das innere Gefühl der Berufung dorthin zu erforschen.

Er dachte auch über ein Leben im Dienst an den Armen nach. Damals explodierte in Lateinamerika förmlich die Gewalt. Henri fühlte sich zu der Not der Menschen dort hingezogen und besuchte diese Region regelmäßig.

1981, nach zehn erfüllten Jahren an der *Yale Divinity School*, verließ er seine unkündbare Stelle, um mit den *Maryknoll Fathers* in einem Armenviertel in Lima, Peru, als Missionar zu wirken.

Doch weder die Missionsarbeit noch das Leben der Kontemplation waren das Richtige für ihn. Er hatte nicht das für die Missionsarbeit erforderliche Temperament, setzte sich jedoch leidenschaftlich für eine spirituelle Kultur des Friedens ein und begab sich 1983 auf eine zehnwöchige Tour durch die USA, um über die Ungerechtigkeit zu berichten, die er in Nicaragua bezeugt hatte. Und obwohl er keine wahre Neigung zum Klosterleben hatte, wurde sein Buch *Genesee Diary: Report from a Trappist Monastery* (1976⁷) von vielen Lesern begeistert aufgenommen, die sich für das Leben in einem modernen Kloster interessierten.

Es stellte sich immer stärker heraus, dass Henri in seinem tiefsten Innern ein Seelsorger war. Wohin er auch ging, wurden die Menschen von seiner Gabe des Zuhörens und der Beratung angezogen. Er erhielt mehr und mehr Briefe, in denen er um Hilfe gebeten wurde. Sie kamen von Studenten, die teilweise schon lange ihren Abschluss gemacht hatten und die Krisenzeiten durchmachten. Sie kamen auch von Kollegen im christlichen Dienst, die ihn hatten sprechen hören, und Unterstützung und Ermutigung brauchten. Hunderte von Bitten um Rat kamen von einer rasch wachsenden Leserschaft.

Im Jahr 1983 beschloss Henri, dem Werben der *Harvard Divinity School* nachzugeben und seine Lehrtätigkeit auf Teilzeitbasis fortzuführen. Er wollte ein Semester pro Jahr als Dozent arbeiten und seine Arbeit in Lateinamerika in den verbleibenden Monaten fortsetzen. Doch Harvard erwies sich für ihn nicht als gute Wahl. Sein

persönlicher pastoraler Stil stand im Gegensatz zur eher wettbewerbsorientierten Kultur der *Divinity School*.

Er schrieb über diese Zeit: „Ich hatte das Gefühl, dass Harvard nicht der Ort war, an dem Gott mich haben wollte. Zu viel Podium, zu viel Öffentlichkeit, zu viel Bekanntheit. Zu viele Menschen kamen, um zuzuhören (...) Es ist kein inniger Ort. Es ist ein Ort des intellektuellen Kampfes.“⁸ Er fühlte sich zunehmend einsam und deprimiert.

In dieser Zeit der Zweifel erhielt Henri eine Einladung von Jean Vanier, einem Kanadier, der 1964 eine Gemeinschaft für Menschen mit körperlichen und geistigen Behinderungen gegründet hatte. Vanier lud Henri ein, *L'Arche* in Trosly-Breuil zu besuchen, einem kleinen Dorf nördlich von Paris. Henri besuchte zwischen 1982 und 1985 mehrmals *L'Arche*, und jedes Mal blieb er länger.

Jean Vanier betrachtete Henri als einen zutiefst geistlichen Menschen mit vielen Talenten, aber auch als einen, der ein Zuhause brauchte. *L'Arche* wurde dieses Zuhause für ihn. Im Juli 1985 nahm Henri Abschied von Harvard und begann im August einen zunächst einjährigen Aufenthalt in Trosly-Breuil. Endlich hatte er seine Berufung gefunden.

Seinen ersten Brief schreibt Henri aus den Niederlanden, wo er seine Familie vor Beginn eines Sabbaticals besucht. Es ist kurz nach Weihnachten 1973. Er weiß noch nicht, wo er in den kommenden Jahren leben und arbeiten wird. Er hat vom Bischof die Erlaubnis erhalten, in den USA zu bleiben, doch ohne eine Festanstellung hält er sich die Option offen, in die Niederlande zurückzukehren.

Henri plant, das Sabbatjahr zu nutzen, um seine Eignung für das klösterliche Leben in der Trappistenabtei Genesee im Hinterland von New York zu erproben. Sein Interesse am Klosterleben hatte in den 60er-Jahren mit der Entdeckung von Thomas Merton (1915–1968) begonnen, einem Trappisten-Mönch und Autor.⁹ Henri schreibt an seine Freunde Claude Pomerleau und Don McNeill, zwei amerikanische Holy

Cross-Priester, die an seinen Kursen über pastorale Seelsorge an der Notre Dame University 1967 teilgenommen hatten. Pomerleau und McNeill sollten lebenslang seine Freunde bleiben.

29. Dezember 1973

Lieber Don, lieber Claude,

ich wünsche euch eine gute Zeit, eine gesegnete Weihnacht und ein frohes neues Jahr. Ich hoffe, dass all die Probleme im Land und in der Welt im Allgemeinen eure Hoffnung auf das Reich Gottes vertiefen, eure endzeitliche Perspektive bekräftigen, euer Interesse für das letzte Buch der Bibel vermehren, euren kritischen Blick auf die Psychologie und Politikwissenschaften schärfen, euch einfachen Geistes und Herzens sein lassen, dafür sorgen, dass ihr mehr betet und mehr liebt und eurer Herz und euren Geist für den öffnet, der der Herr des Lebens ist und der uns dazu aufruft, alle menschlichen Bestrebungen hinter uns zu lassen.

In den Niederlanden ist die Stimmung sentimental, romantisch, nostalgisch und tränenreich. Fernsehen, Bücher und Unterhaltungsindustrie halten uns dazu an, an die vergangenen, glücklichen Tage zurückzudenken, und Studenten, die sarkastisch und distanziert waren, zögern nun nicht, in meinen Armen zu weinen und ihr großes Bedürfnis nach Zuneigung zu zeigen. Wieder eine Herausforderung für die Theologie! Im Allgemeinen befindet sich die Kirche noch immer in der „kritischen Stimmung“ und scheint das große Bedürfnis nach Heimat, nach Kerzen, nach Statuen, nach Weihrauch und nach all den Dingen nicht zu realisieren, die uns in der Vergangenheit geholfen haben, uns Gott und einander nahe zu fühlen. Ich sage nicht, dass wir zu den früheren Tagen zurückkehren sollten, doch wir sollten unbedingt auf dieses enorme Bedürfnis eingehen und Gott wieder als liebenden, fürsorglichen, freundlichen Gott zeigen, unter dessen Flügeln wir Zuflucht finden können. Ich bin mir immer weniger darüber im Klaren, was

gute oder schlechte Religion ist, was regressiv oder progressiv ist, doch ich bin mehr und mehr davon überzeugt, wie wichtig es ist, auf echte Bedürfnisse einzugehen und uns davor zu hüten, Gott auf ein oder zwei Bilder zu reduzieren. Ich habe auch den Eindruck, dass die Unterschiede zwischen den Vereinigten Staaten und den Niederlanden nicht so groß sind und dass wir gut daran täten, darüber nachzudenken, was Seelsorge für nostalgische Menschen bedeutet. Haben wir nicht schließlich alle den Wunsch, ins Paradies zurückzukehren? Zu den guten alten Zeiten, als wir nackt im Garten spielen konnten?

Liebe Freunde, ich denke sehr oft an euch, und wir sollten unsere Freundschaft in Zukunft vertiefen, stärken und ausweiten. Ich liebe euch sehr, und wir sollten alles daransetzen, beeinander zu bleiben, während sich die Stimmungen der Zeit ändern und wir sehen, wie sich die Welt dreht und uns langsam, aber sicher unserem Grab näherbringt. Oft wünsche ich mir zu sterben, denn das scheint so ruhig und erholsam und frei von Geschäftigkeit zu sein. Doch dann wiederum weiß ich, dass ich dazu noch nicht bereit bin; ich bin zu betroffen, zu besorgt, zu beschäftigt und zu ernsthaft mit der Erkenntnis Gottes befasst; als ob ich ihn je kennen könnte.

Meine Pläne? Nun, ich sprach mit dem Kardinal (Bernardus Alfrink, Erzbischof von Utrecht, Nouwens Bischof), mit meinen Freunden, mit Studenten etc. etc. und ich habe das Gefühl, ich sollte in die Staaten zurückkehren und nicht nach Holland. Es ist durchaus möglich, dass ich eingeladen werde, in Yale zu bleiben, und momentan scheint dies ein gutes Angebot zu sein. (Henri erhielt später im Jahr eine Anstellung in Yale.) Ich habe meine Zweifel, aber sie sind nicht stark genug. Ich freue mich schon sehr auf meinen Aufenthalt in der Trappistenabtei Genesee und habe keine Ahnung, wohin mich das führen wird. Ich frage mich, ob ein halbes Jahr lange genug ist, und sollte vielleicht über einen längeren Aufenthalt nachdenken. Doch Colin Williams (der Dekan der Yale Divinity School) will mich 1975 wieder zurückhaben. Möglicherweise muss ich ihn davon überzeugen, dass es besser für mich wäre, länger im Kloster oder anderswo zu bleiben. Zurzeit ist alles noch

völlig offen. Ich muss erst wieder neu berufen werden, danach kann ich endgültige Pläne mit John Eudes (Bamberger, Abt von Genesee) schmieden. Im Moment betrachtet diese Dinge also als vertraulich.

Ich hoffe, ihr hattet ein schönes Weihnachtsfest und dass gute Zeiten vor euch liegen. Ich möchte euch beide bald wiedersehen, und hoffe, dass ich schon bald nach South Bend (Notre Dame University) kommen kann.

Ich werde am 7. Januar nach New York zurückfliegen. Ich muss Kurse (über Seelsorge und Gefängnisseelsorge) vorbereiten, und ich möchte in den kommenden Monaten mehr schreiben.

Bitte richtet allen Freunden, der Familie und allen guten Menschen, die ihr und ich kennen, meine besten Wünsche aus.

In Liebe,
Henri

Henri schreibt zwei Trostbriefe an die Eltern von Beth Canning, einer 23-jährigen Rennreiterin, die bei einem Unfall beim Pferderennen in Idaho ums Leben gekommen war.

Beide Briefe werden in der Trappistenabtei Genesee geschrieben, wo Henri erst knapp zwei Wochen zuvor einen siebenmonatigen Aufenthalt als „Mönch auf Zeit“ angetreten hatte.

9. Juni 1974

Liebe Mr. und Mrs. Healy,

Ihr Besuch in New Haven hat mir sehr viel bedeutet. Ich kann kaum beschreiben, wie froh ich war, dass Sie hergekommen sind, und wie glücklich ich bin, Sie kennengelernt zu haben. Ich habe es sehr bedauert, dass ich nicht nach Topsfield (Massachusetts) kommen konnte, als Bob mich anrief, und daher war es ein besonderer

Segen, dass Sie nur wenige Stunden vor meinem Aufbruch ins Kloster zu mir gekommen sind.

Wie ich Ihnen bereits sagte, hat Beth mir sehr viel bedeutet. Wir hatten einige sehr bedeutsame Unterhaltungen, als sie in Holland war, und wir fühlten uns seitdem immer verbunden.¹⁰ Ich habe es sehr bedauert, dass Beth nur ein Mal zur Divinity School kommen konnte und ihre vielen Reisen sie daran hinderten, öfter hierzu sein. Doch selbst ohne viel Briefkontakt oder häufige Besuche war Beth oft in meinen Gedanken. Ich mochte ihre unabhängige, originelle und sehr einfühlsame Persönlichkeit sehr. Ich hatte oft den Eindruck, dass sie über einen sechsten Sinn verfügte, der sie Menschen und Tiere auf ganz besondere Weise „spüren“ ließ.

Ich erinnere mich noch gut daran, wie sie mir von der Welt der Pferde und des Rennsports erzählte, und mir wurde zunehmend klar, wie mutig sie war, ihren eigenen Weg in dieser harten, sehr leistungsorientierten Welt zu finden.

Beth war sensibel für die tiefen Lebensfragen, und auch wenn sie sich in der Kirche nicht zu Hause fühlte, war sie eine sehr religiöse Frau mit einem starken Empfinden für die Mysterien des Lebens. Ich empfinde persönlich einen tiefen Verlust durch ihren Tod. Sie hat mir viel gegeben, allein durch ihre Freundlichkeit und auch dadurch, dass sie mir ganz neue Aspekte des Lebens eröffnet hat. Ich bin traurig und es schmerzt mich, dass ich ihr nicht länger zuhören und Gedanken mit ihr austauschen kann.

Ich bin mir zutiefst bewusst, wie hart diese Tage, Wochen und Monate für Sie sein müssen. Sie ist von Ihnen gegangen, und sie wird Ihnen schmerzlich fehlen. Doch ich hoffe, dass Sie Trost und Frieden in dem Bewusstsein finden können, dass sie ihren Freunden so viel bedeutet hat. Der Wert des Lebens liegt nicht in der Anzahl der Jahre, sondern in der Intensität und Fülle, mit denen es gelebt wird. Beth hat ein sehr intensives und erfülltes Leben gelebt.

Ich persönlich glaube fest, dass es im Leben um viel mehr geht als um das, was wir sehen können; und ich glaube, dass Beth, obwohl sie gestorben ist, auch ein neues Leben begonnen hat, in dem ihr bestes Selbst in der Liebe Gottes weiter existiert. Manchmal

scheint es mir, als ob eine besonders tiefe und dankbare Kommunikation zwischen uns und denen möglich ist, die wir liebten und die uns verlassen haben. Jesus sagte: „Es ist gut für euch, dass ich weggehe. Denn wenn ich nicht weggehe, kommt der Tröster nicht zu euch.“¹¹ Ich glaube, dass jeder, den wir lieben, uns seinen Geist sendet, wenn er stirbt. Ich bin davon überzeugt, dass Beth in einem sehr tiefen Sinne bei uns ist, nicht nur in der Erinnerung, sondern auch in unserem Leben.

Wenn ich die Messe feiere, bete ich täglich für Beth, und alle Trappisten-Mönche beten mit mir für sie. Ich hoffe, dass Sie in diesen Stunden der Trauer und des Klagens auch Momente der Dankbarkeit erleben, weil diese wunderschöne Frau ein so vertrauter Bestandteil Ihres Lebens war. Selbst die, die uns am nächsten stehen, sind doch nur Gäste, die unser Haus betreten, um es dann wieder zu verlassen und ihren eigenen, oftmals geheimnisvollen Weg zu gehen. Selbst Kinder sind Gäste, die wir loslassen müssen, wenn die Zeit gekommen ist. Das ist sehr schwierig und schmerzhaft, doch vergessen Sie nicht, für die Momente dankbar zu sein, die wir mit ihr verbringen durften.

Ich habe noch nicht die passenden Worte für die Gravierung des Abendmahlstellers gefunden, doch ich werde Ihnen bald diesbezüglich schreiben. Ich bin sehr dankbar für diese schöne Geste. Mit diesem Teller wird Beth stets allem nah sein, was ich als Priester tue.

Danke noch einmal für Ihre Freundlichkeit und für Ihren kostbaren Besuch.

Herzliche Grüße,
Henri J. M. Nouwen

2. August 1974

Liebe Mrs. Healy,

vielen Dank für Ihren freundlichen Brief. Ich habe mich sehr gefreut, wieder von Ihnen zu hören. Mir ist bewusst, dass Beths Tod